

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Grunauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 26. Februar 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

„Auch dieser Industriezweig muß in unserer Gegend gehoben werden“, begann er, „wenn auch in anderer Form, als in den Fabriken. Seneits Sonnenburg zieht sich ein ganzer Komplex von Kohlenbergwerken hin, welcher verschiedene Besitzer, darunter den Freiherrn von Rauffungen, hat. Diese wollen nächstens zusammentreten, um gemeinsam für die bessere Verwertung der Produkte Schritte zu tun, und ich erwarte die Herren auf Sonnenburg. Es würde mir zur besonderen Freude gereichen, wenn Sie der Sitzung bewohnten und uns durch Ihre reiche Geschäftskennntnis unterstützen.“

Bei dieser Rede zuckte ein seltsames Leuchten und Flimmern in Mr. Berners Augen auf. Die bleiche Stirn rötete sich leicht und ein nervöses Zittern lief um seinen Mund.

Nur Olga, welche mit halb geschlossenen Lidern unausgesetzt den Engländer beobachtete, bemerkte die Blut, welche in ihm flammte. Wie schön er war, bei dem Kampf mit inneren Gewalten! Von seiner Bewegung ging durch magnetische Kraft etwas auf sie über — ihr Herz schlug dem Fremdling entgegen — sie zitterte, während er ruhig entgegnete: „Ich stehe diesem Zweige der Industrie ganz fern und bin nicht imstande, Ihnen mit irgend welchem Rat unterstützend an die Hand zu gehen. Durchaus nicht vielseitig als Geschäftsmann“, fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „hat mein Verstand nur diesen von mir gepflegten Geschäftszweig ergriffen, und ich muß es gestehen, er genügt mir vollanf.“

„Ihre Ansicht, mein sehr verehrter Herr Werner, wirkt umso befremdlicher, als Sie, wie man hört, Ihr ganzes Vermögen eigener Schaffenskraft zu danken haben. Einseitigkeit hätte das nicht bewirkt.“

„Aber Glück, blindwaltendes Glück“, entgegnete Werner. „Oder nennen Sie es vielleicht Geschäftssinn, wenn einer nach Sand gräbt und Diamanten findet?“

„Aber diese Diamanteadern zu verwerten, versteht nicht jeder“, lachte Olga.

Sommer begriff nicht, wie man das eigene Verdienst so gering anschlagen konnte, aber er entgegnete geschmeidig: „Sie haben Geist bewiesen, mein sehr verehrter Herr Werner! Sehen Sie, ich hatte ein Gut in Sachsen, auf welchem mein Vorgänger bankrott wurde, ich aber ein Salzlager aufdeckte. Ich gab es meinem Schwiegersohn als Heiratsgut, und er verspielte es binnen zwei Jahren. Das ist kein Genie.“ Sommer lachte ingrinnig. „Die richtige Ausnützung des Geldes macht den Ge-

schäftsmann“, fuhr er fort. „Mein Sohn, welchem ich mein Bankgeschäft in Berlin übergeben, ein noch junger Mann, überflügelt die ältesten Finanziers. Sein Geschäftssinn ist hoch entwickelt — er findet neue Verwertungen des Geldes, während jener die offen zu tage liegende Goldader vergeudet.“

Olga fühlte sich peinlich berührt durch die offene Herabsetzung eines Familiengliedes.

„Nur Sendorch war eben Offizier. Wäre er in seinem Beruf geblieben, hätte er vielleicht Nüchternes geleistet“, nahm sie für den Schwager Partei.

Die kuschigen Brauen Sommers senkten sich herab. Ein Vorwurf liegt in den Worten der Tochter, welchen er oft deutlicher gehört — nämlich, daß er den Schwiegersohn zum Abschied gezwungen. Aber er schüttelt rasch die Schwäche ab, und lebhaft beginnt er: „Lächerlich! Ein kluger Mann füllt immer seinen Platz aus. Da ist der Freiherr von Rauffungen, welchen ich in der Jugend gekannt habe. Was für ein flotter Kavaliere war das doch! Als er in Berlin bei der Garde stand, und dann in Paris mehrere Jahre lebte, ist ihm manches Tausend durch die Hände gerollt, davon mein Vater zu erzählen mußte. Und als er die Güter übernahm — wie entfaltet sich da sein Geschäftssinn! Nicht nur, daß er die Landwirtschaft hob, nein, er beschämte manch gewiegten Bankier durch die kühnsten, gewinnbringenden Spekulationen. Er verdoppelte und verdreifachte sein Vermögen und hat nie aufgehört, ein vornehmer Mann zu sein. Und diesen Mann in meinem Hause zu begrüßen, ist mir eine rechte Freude. Ich bitte Sie, dieselbe mit mir zu teilen, Herr Werner.“

Dieser hatte mit dem Messer gespielt, das jetzt klirrend auf den Teller niederfiel. In diesem Anblick jagte fiebernde Röte abwechselnd mit jäher Blässe. War er zornig bewegt? fragte sich Olga. Kränkt es ihn, daß man in seiner Gegenwart den fremden Mann pries?

Sommer wiederholte die Einladung. Mr. Werner erhob das Glas, und das Anstoßen, ein stummes Verneigen, das Beeren des grünen Römers bis auf die Reige überhob ihn der Antwort, die ihm die Kehle beengte und das Blut in rasende Wallung trieb.

21.

Nachdem ihn die Sommers verlassen haben, schießt sich Mr. Werner zu einem Spaziergang an. Er nimmt Hut und Stock und wandert die Straße entlang durch das Dorf, um den jenseitigen Wald zu gewinnen. Aus einem der ersten Häuser tritt der Arzt heraus. Er begrüßt Mr. Werner beinahe ehrfurchtsvoll, denn er sieht in ihm seinen eigentlichen Brotherrn, wenngleich er den Kontrakt mit ihm nicht unterschrieben, sondern die Ältesten der Genossenschaft, diejenigen, welche gerichtlich die Vertreter der



Bereinigung sind. Aber wie Mr. Werner auch bei allen Gelegenheiten betont, daß er nur die Stelle eines Buchhalters bei den Fabriken bekleide — inmitten Tiefurts, wie außerhalb, muß er sich gefallen lassen, als einflußreichste Persönlichkeit gefeiert zu werden. Auch der junge Arzt, Erich Franke, betrachtet ihn unter diesem Gesichtspunkte und in dem hübschen, geschmeidigen Gesicht kann man immer eine Veränderung bemerken, wenn er Mr. Werner begegnet. War es noch so ernst und finster, so erhellte es sich bei dem Anblick des bedeutenden Mannes, nimmt gleichsam den Ausdruck vollendetster Zustimmung auch der gewagtesten Hypothesen jenes an.

Mr. Werner bemerkt es und lächelt. Franke ist ein tüchtiger, aufopferungsvoller Arzt. Mehr bedarf es nicht. Die kleine Schwäche der Unterwürfigkeit gegen eine Person, welche nur in seiner Einbildung über sein Wohl und Wehe verfügt, — ist am Ende menschlich! Er hofft, sie ihm abzugewöhnen. Er begrüßt ihn freundlich und die beiden Männer setzen die Wanderung fort. Sie gehen an spielenden Kindern vorüber, welche sich an den Händen gefaßt haben und, Feldblumentränze auf den flachshaarigen Köpfen, singen und jubeln. Plötzlich verlassen sie den Spielplatz und eilen auf Mr. Werner zu. Sie kennen ihn, lieben ihn alle. Manchmal hat er die kleinsten von ihnen auf den Arm genommen und geküßt, Weinende hat er getröstet, Spielenden freundlich zugewinkt. Es ist ein seltsamer Zauber, den er auf Kinder ausübt. Sie kennen keine Scheu und fassen sofort Vertrauen zu ihm, wenn er ihnen mit seinem eigentümlich schwermütigen Blick ins kindliche Antlitz schaut und sie den Klang seiner, zu dem Blick in seltsamem Kontrast stehenden, hellen Stimme vernehmen. Merkwürdig, vor dem Arzt, welcher ihnen die Hand geben will, und der manchem von ihnen schon lindernde Arznei gereicht, weichen sie scheu zurück.

Jetzt tritt eine junge Frau aus einem der Häuser und bittet ihn, zu ihrem kranken Kinde zu kommen. Mr. Werner will auf ihn warten und der Arzt eilt davon. Der Zurückgebliebene belustigt sich damit, kleine Silbermünzen unter die Kinderstube zu streuen und bei dem Jubel der Kleinen, welche sich beim Wettkampf überstürzen und untereinander kugeln, gewinnt sein Antlitz fast jugendliche Frische. Nachdem er das Spiel beendet und der Arzt noch nicht zurückgekehrt ist, lehnt er sich an den Zaun, welcher ein Gärtchen umfriedigt. Da gewahrt Werner einen jungen Burschen, welcher aus den Fabriken heimkehrt und mit höflichem Gruß in dem Häuschen verschwinden will. Es ist der Bruder der Mutter des kranken Kindes, ein anständiger, geschickter Mensch, welchen Mr. Werner als tüchtigen Arbeiter kennt. Bei seinem Anblick durchschießt ihn ein Gedanke. Der Bursche ist ihm sympathisch, und er will ihn als Vertreter Bardakits in seine Dienste nehmen. Er ruft ihn an, und in strammer, militärischer Haltung tritt Franz Hegner vor ihn hin. In freundlichem Tone macht er das Anerbieten und Franz willigt sofort freudig ein. Es stellt sich heraus, daß er in seiner militärischen Dienstzeit Bursche gewesen ist und die besten Zeugnisse aufweisen kann. Mr. Werner verweigert es, Kenntnis davon zu nehmen. „Es genügt mir“, sagt er, „Sie zu kennen und daß Sie gern in meine Dienste treten.“

Seine Stimme ist ein wenig verschleiert, ein unangenehmes Gefühl beengt ihm die Brust — es wäre ihm nicht unlieb gewesen, wenn sich aus dem Vorleben seines zukünftigen Dieners etwas Tadelnswertes ergeben hätte — es kommt ihm unwürdig vor, einen Unbescholtenen gerade in seine Dienste zu zwingen. Es beruhigt ihn etwas, daß Franz freudig versichert, wie gern er das Anerbieten annehme.

Da der Arzt noch immer nicht erscheint, fragt er den jungen Mann nach seiner Familie, seinem Geburtsort. Er erfährt, daß letzterer sich Sonnenburg nenne, wo Hegner, der Vater, eine kleine Besetzung habe; Franz selbst war, da er seiner Stiefmutter ein

Dorn im Auge gewesen, als kleiner Junge mit seiner Schwester gezogen, die einen Weber Tiefurts geheiratet hat. Auf Franz's Gesicht trat hierbei ein Zug finsterner Zurückhaltung. Werner bemerkte diese Verwandlung, brach das Thema ab, das dem jungen Menschen offenbar peinlich war, und nachdem er ihm noch kurz die Pflichten erklärte, welche er als Bardakits Nachfolger zu übernehmen hatte, entließ er ihn.

Jetzt trat der Arzt aus dem Hause und entschuldigte sich seines langen Ausbleibens wegen. Sie schritten zusammen weiter, und Franke erzählte, daß er den Besuch eines Onkels, des pensionierten Generals von Segenscheidt, erhalten, eines „fideleu, etwas cholischen, alten Herrn“. Heute habe der Pastor versprochen, zu kommen, und sie wollten einen vergnügten Junggesellenabend — der Onkel als mehrjähriger Witwer würde dabei geduldet — zusammen feiern. Ob Mr. Werner nicht der Vierte im Bunde sein wollte? Sie standen schon vor dem Hause des Arztes, das, von einem Garten umgeben, den freundlichsten Eindruck machte. Mr. Werner glaubte die Einladung nicht zurückweisen zu können, ohne den Arzt zu beleidigen, und so nahm er sie, ungern zwar, an.

Fast zögert sein Fuß, als er die Pforte durchschreitet, sein Auge gleitet in sinnender Frage, ob er recht tue, über die welken Blätter, welche die Wege bedecken, und ihn an Vergangenes gemahnen. Was will er, der Weltabgeschiedene, unter fröhlichen Menschen? Festen Fuß fassen? Ah, bah, — es sei!

Sie haben ein kleines lustliches, ganz den bescheidenen Gesetzen Tiefurts entgegengesetztes Mahl eingenommen und sitzen danach in dem Arbeitszimmer des Arztes vor einer mächtigen Bowle. Der General von Segenscheidt spricht ihr tapfer zu, desgleichen der Arzt und der Pastor. Nur Mr. Werner hat, wenn auch höflich, so doch entschieden, die rege Beteiligung abgelehnt. Der General, ein jovialer, untergesetzter Herr, mit weißem Haupthaar, gleichfarbigem, martialischem Schnurrbart und strammer Haltung, erzählt Erlebnisse aus der Soldatenzeit, aus den Feldzügen, welche er mitgemacht. Manch lustiges Abenteuer wird erwähnt. Er ist fast der allein Sprechende. Als er auf die Jahre 1870—71 zu reden kommt, gerät er in Eifer. Sein ganzes Herz hängt an dem Degen, den er geführt, an den Siegen, die er als Husaren-Oberst miterkämpft. Und jetzt glänzen auch Mr. Werners Augen in hellerem Glanze, er neigt sich vor, sein Blick hängt unverändert an den Lippen des Sprechenden.

„Es war bei Bar-sur-Aube,“ fährt dieser fort, „die feindliche Infanterie stand mauerfest. Da wurde ein Regiment Dragoner und wir Husaren kommandiert, die starren Regimenter zu durchbrechen. Das war ein Reiten! Hepp, hepp, — hurra! — wie die wilde Jagd ging es dahin!“

Der General hatte sich erhoben, sein Auge bligte — alle hatten ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, und niemand bemerkte die mächtige Bewegung in Mr. Werners Angesicht. Der General fuhr fort:

„Ich führte als Oberstleutnant meine Husaren. Dem ersten Angriff hielt die Infanterie stand, aber der zweite lockerte ihre Reihen. Und dann jagten wir durch, durch die Intervallen der Bataillone, kehrten um und noch einmal zurück. War das ein Reiten! Herrlich, sage ich Euch! Rechts und links platzen die Granaten, pfeifen die Kugeln — wir immer durch, als säße uns der Teufel im Nacken. Und es gelang. Die feindlichen Bataillone lösten sich auf in wilder Flucht, von allen Seiten stürmten die Deutschen drauf, und binnen kurzer Zeit war der Sieg unser.“

Er atmete tief auf, sein Antlitz strahlte, als er sich wieder niederließ.



„Ja, prächtige Jungens habe ich verloren an diesem Tage, den Wallwig und den Flanken, und aus den Reihen der Gemeinen sind viele gefallen. Aber brav sind sie alle geritten, Gemeine wie Offiziere, und von den letzteren am schneidigsten der Wigdorf und der Rauffungen. Dieser hat noch eine französische Fahne einem sinkenden Träger entrissen. Überhaupt ein famoser Kerl gewesen, dieser Rauffungen, mein tüchtigster Offizier — ist leider später vor die Hunde gegangen.“

Niemand bemerkte, wie Mr. Werner fahl geworden und sich seiner Brust ein heftiger Atem entrang, denn in lauter, lebhafter Stimmung besprach man die Folgen des denkwürdigen Krieges von 1870. Eine lähmende Schwäche wandelte Mr. Werner an, und um sie zu bannen, langte er nach dem Wein, welcher ihn stärken sollte. Seine Hand zitterte, als er das Glas ergriff, zugleich erfaßte ihn ein Ekel vor dem Getränk, vor sich selbst, er konnte nicht trinken; es war ihm unmöglich, dem Trinkspruch auf jenes Regiment nachzukommen, welchen der Pastor ausbrachte. Eine heftige Bewegung mit der Hand, das Glas entfiel ihm und Scherben lagen zu seinen Füßen.

„Glück und Glas, wie leicht bricht das,“ ruft der General. „Die Scherben der französischen Armee symbolisieren sich uns in diesen, während wir auf das Wohl der Unsern tranken, die mächtig und stark durch Einheit jene zertrümmerten.“

Der Arzt hatte schnell ein anderes Glas gefüllt und nötigte es Mr. Werner auf. Jetzt mußte er trinken, trinken auf das Regiment, das so tapfer geritten und dessen schneidigster Offizier nach einigen Jahren „vor die Hunde gegangen“. —

Er empfahl sich bald darauf und vermied es, den Herren die Hand zu geben. Den Zurückbleibenden fällt des Fremdlings seltsames Gebaren nicht auf, denn sie sind zu sehr mit ihrem nicht enden wollenden Getränk und patriotischen Erinnerungen beschäftigt. Der Engländer schreitet durch die Herbstnacht dahin, ein müder Mann, dem die Vergangenheit keine Ruhe läßt.

Still ist's und einsam im Dorf, die Stimmen des Tages schweigen gänzlich. Hier und da schlägt ein Hund an, hört man den Ruf eines Käuzchens, dort huscht ein Liebespaar in den Schatten der Bäume. Ein zärtlicher Laut, ein leise geflüstertes Wort gleitet zu dem Wanderer hinüber und ein Lächeln zieht über sein ernstes Gesicht. Glückliche Kinder, denkt er, glücklich durch Armut und Liebe.

22.

Ein ungewöhnlich warmer Sonnenschein, fast befremdlich für den deutschen September, breitete sich über die Lande und hüllte das alte Schloß Sonnenburg in schimmernde Pracht. Aber es schien, als würdige das graue Gemäuer gar nicht die himmlische Günst. Ehrwürdig verdrießlich schaute es in die Ebene, und nur die verwegenen Türmchen und Zinnen taten der Sonne den Gefallen, ihr vergnügt entgegenzublinzeln. Auf der mit Glas verdeckten Veranda aber freute sich auch der Besitzer des grämlichen Schlosses des herrlichen Wetters. Er saß bequem in einem verstellbaren Stuhle zurückgelehnt. Mit halbgeschlossenen Augen schaute er über die glatt geschorenen Nasenflächen, über die Teppichbeete und Taxushecken dahin, wo sich über den abgrenzenden Linden des Parks Schlote und Türme von Fabriken erhoben. Ein befriedigtes Lächeln zog über sein breites Gesicht, die Lippen spitzten sich in offenbarem Behagen, als er die Asche von der Zigarre strich. Dort, in den rußigen Dampfschloten lagen die Wurzeln des neu zu gründenden Stammbaumes, glimmte schon der Funke, welcher, emporlodern, strahlenden Glorienschein um sein Haupt winden sollte.

Eine weiße, schön geformte Hand legte sich auf seine Schulter, und Olgas Stimme bot ihm freundlichen Guten Morgen.

„Ah, mein Liebling, Du bist es! Gut geschlafen, eh?“ und er tätschelte die weiße Hand.

„Sehr gut, ich danke, Papa. Ist Edi noch nicht da? Der Langschläfer! Ich werde mit dem Frühstück auf den Herrn Bankier warten“, fügte sie hochmütig gegen den Diener gewandt hinzu, welcher den Tisch abräumte und zwei neue Kuberts hinlegte.

Olga trug ein weißes, wallendes Morgenkleid, das sich ihren schönen Formen prächtig anschmiegte und die Morgenfrische ihres jungen Gesichts hervorhob. Des Vaters Blicke glitten entzückt an der vollendeten Gestalt seiner Tochter nieder, und in merkwürdiger Gedankenverbindung sagte er: „Hast Du Dir schon den Namen erfunden, welchen wir bei unserer bevorstehenden Rang-erhöhung annehmen wollen, Olga? Wir sind in der glücklichen Lage, uns einen wählen zu können.“

„Bist Du so sicher, daß es gelingt, Papa?“

„Wie Deiner Schönheit“, erwiderte der galante Vater. „Bassow gratuliert mir zu der Idee mit den Fabriken, da der Herzog bestimmt mit dem Plane umgehe, Tiefurt zu besuchen und Mr. Werner alsdann in den erblichen Adelsstand zu erheben. Wenn ich nun dasselbe geleistet habe, wie Mr. Werner, der Engländer, kann er mich gar nicht übergehen.“

„Ob der Herzog auch unsere Fabriken besuchen wird?“

„Bassow, der das Ohr des Fürsten hat, versprach mir, sein Möglichstes dazu zu tun.“

„Dann muß ich heute an Worth schreiben. Ich denke, schwarzer Sammet ist am passendsten, wenn ich den Herzog im Krankenhause empfangen. Auf ihm wird sich auch der Orden am besten ausnehmen. Was schrieb Bassow über diesen?“ fragte Olga.

„Daß er hofft, meinem ehrgeizigen Töchterchen den Wunsch zu erfüllen. In einem ihm ergebenen Blatte standen jüngst Artikel über meine Fabrikanlage, welche die Tiefurts übertreffe, über Deine Wohltätigkeit — ein charmanter Mensch.“

„Er läßt sich's was kosten, der Schwiegersohn des künftigen Freiherrn von Sonnenburg zu werden,“ lachte Edi, zu Vater und Schwester tretend. Er war ein langer, hagerer, junger Mensch mit forciert englischem Geschmack gekleidet und englische Manieren nachäffend. Man sah ihm die geniale Veranlagung, welche der Vater gerühmt, nicht an, und er bemühte sich auch, mehr den vornehmen Elegant, als den Finanzmann herauszutreten.

„Nein, nicht so,“ unterbrach ihn die Schwester, „nicht Sonnenburg soll unser Name sein.“

„Und weshalb nicht?“ warf Edi ein, den stark gewürzten Speisen, welche man extra für ihn zubereitete, eifrig zusprechend.

„Weil wir nicht hier bleiben werden, und keine Erinnerung an den Ort mit fortnehmen mögen,“ sagte Olga, einen Fasanenflügel zerlegend. „Sonnenburg ist uns nur Mittel zum Zweck. Hier bleiben, dauernd, können wir nicht.“

„Ah, ganz neue Pläne,“ lachte Edi, welcher erst Nachts angekommen war, Porter mit Sekt mischend. „Was hat Euch Sonnenburg getan?“

„Nichts, als daß es zu feudale Nachbarn hat,“ entgegnete Olga. „Da sind die Grafen Enderloh und Flanken, die Gleichen und Sendrach, welche letztere, trotzdem ein Mitglied ihrer Familie in die unsere geheiratet hat, unnahbar bleiben, wie die anderen alle. Nein, wir gehen, wenn uns mit Bassows Hilfe unser Plan geglückt, nach Österreich, auf unsere Güter Karloß und Santen — halt, Papa, da hast Du den Namen: Karloß und Santen. Sie werden die Stammgüter des neuen Geschlechts, sie geben uns auch den Namen.“

Edi schnalzte mit der Zunge. „Dein Wohl, Schwesterchen! Du bist klug, wie ein gewiegter Bankier,“ rief er, sein Glas erhebend. „Ich bin der Erste, welcher auf das Wohl der Freien v. Santen trinkt.“



„Ja, Olga hat recht,“ rief Sommer in fast begeistertem Tone. „Karlop und Santen werden die Stammgüter der neuen Familie gleichen Namens. Sonnenburg wird verkauft.“ Er lehnte sich schwerfällig zurück und hob die Fußspitzen, als brenne ihm jetzt schon der Boden unter den Füßen.

Die Post war angelangt und der Diener brachte Briefe und Zeitungen. Letztere nahm Sommer zuerst und reichte mit vergnügtem Schmunzeln je ein Exemplar dem Sohne und der Tochter hin. — Mit rotem Stift angestrichene Stellen fielen besonders ins Auge. Schwingboll war dort die Fabrikanlage William Sommers gefeiert und über Tiefurt weit erhoben. „Wie leider so oft,“ hieß es weiter, „hat ein Ausländer einen längst von verschiedenen Seiten ventilierten Gedanken zur Ausführung gebracht. Uns fehlte der Mut zur Initiative. Aber der Ruhm des besseren praktischen Ausbaues gebührt einem Deutschen. Denn bei aller Achtung vor Tiefurts Fabrikstaat — er weist Schwächen auf, wie jedes Erstlingswerk. Diese werden ausgemerzt in der Gesellschaft, welche demnächst in Sonnenburg zusammentritt. Ganz abgesehen davon, daß die Fabriken dort nach größerem Maßstabe angelegt sind, als die Tiefurter, und sie somit weiteren Arbeiterkreisen Zutritt gewähren, so ist in der neuen Gesellschaft ein Zahlungsprinzip eingeführt, welches dasjenige Tiefurts weit in den Schatten stellt. Denn wenn dieses jedem Arbeiter eine auskömmliche Jahresrente gewährt, ist Sonnenburg imstande, jedem Teilnehmer binnen Kurzem ein Vermögen zu erwerben.“ — Mit einem Loblied auf Sonnenburgs Besitzer schloß der Artikel.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Kleeblatt.

Seitere Fastnachtserzählung von G. Greiner.

An ihrem Stammtische im „Prinzenhof“ saßen zur Stunde drei ältere Junggesellen von reinstem Wasser beim alltäglichen Skat: Dr. Hohenbaum, Amtsrichter Stüchling und Apothekenbesitzer Schönemann. Soeben schlug es dreiviertel zehn, und gleichzeitig warf Hohenbaum seine Karten auf den Tisch.

„Höchste Eisenbahn, muß noch einmal im Krankenhause nachsehen.“

„Schwieriger Fall?“ forschte Schönemann interessiert.

„Heute früh eine erfrorene Nase amputiert,“ lautete die gleichmütige Antwort.

„Au!“ machte der kleine Amtsrichter und faßte zärtlich besorgt nach der seinen, die keck über dem wohlgepflegten rot-blonden Schnurbart saß. „Dann doch lieber von dem Herrn Vorgesetzten noch eine ellenlange dazu, als die von Natur vorhandene einbüßen. Also Aktenschluß für heute? Nun, Schönemannchen, dann werden Sie mir die Nebanche, die Sie mir jetzt schuldig bleiben, über acht Tage geben.“

Der Genannte, ein hagerer Bierziger mit klugen grauen Augen, dessen sonstiges Exterieur sich dem Namen „Schönemann“ aber wenig anpaßte, schnippte geschmeichelt lächelnd den verstreuten Schnupftabak von dem schmalen Vorhemdchen.

„Über acht Tage? Haben wir da nicht Fastnacht und Maskenfeste im Kasino? Da wird unser Skat wohl ausfallen, denn Sie, Herr Dr. Hohenbaum, werden sich natürlich dort in der Gesellschaft amüsieren wollen.“

„Unfönn!“ eiferte der letztgenannte in komischem Ärger, „denken Sie denn, ich würde in eine Mönchskutte kriechen oder meinen Schädel mit einer Schellenkappe zieren? Um Narr

unter Narren zu sein, braucht's nicht erst einer Maskerade, ist doch die Welt ein großes Narrenhaus und wir alle miteinander die Narren darin.“

„Danke für das Kompliment,“ lachte der Amtsrichter, „aber nun schelten Sie mir gefälligst die schöne Welt und ihren göttlichen Leichtfinn nicht länger! Wenigstens einmal im Jahre muß der Mensch Poffen treiben und Purzelbäume schlagen dürfen, sonst verdickt sich ihm das Blut und sammelt sich zu viel Galle an, was Sie, als Mediziner und Chirurg doch selber am besten wissen müßten. Sammerschade, daß wir zugeknöpften Norddeutschen uns nicht wie die sanges- und lebensfrohen Rheinländer darauf verstehen, Fastnacht zu feiern, und ein zahmer Maskenball uns für die schäumende Karnevalsluft entschädigen muß.“ —

„Ei, da hört doch alles auf!“ räsionierte der dicke Doktor, „ist das eine Sprache für einen Jünger der Schwert und Wage führenden Justitia? Statt das Bürgerliche Gesetzbuch eifrig zu studieren, denkt der Mensch an lustige Pieretten und kurzgeschürzte Kolombinen! Da werden wir ja wohl von dem Herrn Amtsrichter recht nette Fastnachtsspäßchen zu hören bekommen!“

Dieser klappte mit einem lauten Seufzer sein Seidel zu.

„Hat sich was mit „Fastnachtsspäßchen“! Heute sind es gerade erst drei Wochen, daß meine Großtante das Zeitliche gesegnet —“

„Und Sie unverantwortlicher Weise mit dreißigtausend Mark bedacht hat,“ fiel der Doktor dem Sprecher in das Wort, „um diesen Preis, meine ich, kann man ja wohl die Narrenpoffen schwimmen lassen.“

„Tue ich auch, Freundchen, tue ich selbstverständlich auch,“ versicherte Stüchling kleinlaut, „aber wurmen tut es mich doch, denn der Mensch ist nur einmal im Leben jung, und wozu bezahlt man seinen Gesellschaftsbeitrag? Aber Sie, Schönemann,“ sprang er plötzlich lebhaft auf einen neuen Gedanken über, „der Sie weder Misanthrop wie der Doktor, noch wie ich pietätvoller Großneffe einer selig entschlafenen Großtante sind, Sie sollen und müssen die Ehre genießen, uns beide anderen auf dem Maskenfeste zu vertreten! Meinen Sie nicht auch, Doktor? Unser „Neunundneunziger“\*) wird Augen und Ohren aufstun, um all den Zauber genau zu bemurmeln und dann bei unserem nächsten Zusammensein seinen vielliebten Skatbrüdern genau zu referieren.“

Der Apotheker zuckte nachdenklich mit den spitzen Schultern.

„Wird schwerlich angehen. Meine Schwester Rosalchen hat sich kürzlich den Fuß verstaucht und wird daher wünschen, daß auch ich dem Feste fern bleibe.“

„Aber weshalb denn, Schönemannchen, in aller Welt, weshalb?“ fragte Stüchling in heller Bertwunderung.

Um den glattrasierten Mund des anderen spielte ein melancholisches Lächeln.

„Rosalchen fürchtet, daß ich einmal — etwas für mein Herz finden könnte, und weil sie nicht möchte —“

Hohenbaum, der schon an der Tür gestanden, war mit einem Sage wieder auf seinem Platz und schlug so heftig auf den Tisch, daß die Gläser hochhüpften.

„Bombenschockelement, Apotheker, sind Sie ein Mann oder sind Sie es nicht? Wenn Sie Lust haben, den Mumpitz im Kasino mitzumachen, so machen Sie ihn mit, allen Salchen und Malchen zum Trost, und wenn es Sie nach Hymens Fesseln gelüstet — hinein in das Foch, sage ich! Herr meines Lebens, ich sollte so ein Schwesterchen haben, das mich am Gängelbände führen wollte!“ Und nichts Gutes verheißend, rieb der Sprecher

\*) Scherzhafte Anspielung auf die neunundneunzig Prozent der Apotheker.



mit unheimlich funkelnden Augen die Handflächen gegeneinander. Schönemann zog mißbilligend die borstigen Augenbrauen hoch. —

„Ich denke sehr ideal von der Ehe, wie mögen Sie von einem Joche sprechen! Könnte es wohl etwas Höheres, Herrlicheres geben, als Liebend sich geliebt zu wissen?“

Errötend wie ein junges Mädchen, das sich schämt, seine geheimsten Gefühle verraten zu haben, hielt er inne, um nach kurzem Zögern schüchtern zu fragen:

„Glauben auch Sie, meine Herren, wie Rosalchen es glaubt, daß ich eben wegen meiner idealistischen Anschauungen mehr als jeder andere betrefis der Liebe bittere Enttäuschungen zu gewärtigen haben würde?“

Der Amtsrichter streifte den Frager mit einem prüfenden Blick, um mitteilidig bei sich selber einzugestehen: „Armer Teufel, wenn ein hübsches junges Mädchen Dir Liebe schwören würde, so könntest Du Gift darauf nehmen, daß sie falsch geschworen hätte.“

Ungleich unzarter fiel des Doktors Antwort aus. „Bleiben Sie mir mit Ihren idealistischen Anschauungen vom Hals! Die Weiber allesamt sind nichts weniger als Ideale, sondern Zierpuppen, die uns mit falschen Farben, Haaren und Zähnen belügen, Vampyre, die es auf unsere Geldbeutel abgesehen, Tränenweiden, Klageweiber —“

„Stillgeschwiegen, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie auf krumme Kanonen fordere!“ donnerte, sich die Ohren zuhaltend, lachend der Amtsrichter. „Die Weiberchen, sage ich, sind das Lieblichste in der ganzen Schöpfung, und Sie, Schönemann, Sie lassen sich hier von dem Verleumder, dem Weiberfeinde, Ihre Ideale nicht rauben! Einen Korb Sekt vertvette ich auf der Stelle, daß Sie auf dem Maskenfeste unter all den niedlichen Dingerchen mehr als ein Duzend finden, die Ihrer Anbetung würdig sind. Wenn Sie aber fürchten, Ihr Schwesterchen werde Ihrer Beteiligung Hindernisse in den Weg legen, nun dann ist die Sache sehr einfach: „Wer viel fragt, wird viel berichtet,“ sagt das Sprichwort, Sie aber umgehen das Berichtetwerden, indem Sie das Fragen unterlassen, was wir Juristen „Diplomatie“ nennen. Sie kommen also nächsten Dienstag anstatt zum Skat in den „Prinzenhof“ auf meine Bude, wo ein Domino für Sie bereit liegen wird; eine junge Schöne darin zu erobern und ein zartes Verhältnis anzubändigen, würde dann freilich Ihre eigene Sache sein.“

Schönemanns Augen leuchteten.

„Und Sie fürchten wirklich nicht, Rosalchen könne etwas von dem kleinen Scherz erfahren?“ fragte er besorgt.

„Ei, wie sollte sie denn!“ beruhigte Stüchling. „Vor der Demaskierung verlassen Sie das Vokal, und kein Mensch hat eine Ahnung davon, wer der Domino gewesen, falls nicht Sie selber sich einem hübschen Kinde entdecken wollen.“

Der Apotheker hatte Mühe, bei dem ihm in Aussicht gestellten lockenden Vergnügen seine stets gleiche würdevolle Haltung zu bewahren und nicht in helle Ekstase zu geraten.

„Charmant, ich glaube wirklich, es wird gehen! So unerkannt und unbeobachtet einmal Menschenstudien machen zu können, würde allerdings einen großen Reiz für mich haben. Ich nehme also Ihr gütiges Anerbieten an,“ schloß er, dem Amtsrichter gerührt die Hand drückend, „und werde Ihnen Ihren Freundschaftsdienst gewiß nicht vergessen.“

„Und ich will verdammt sein, wenn hinter diesem Freundschaftsdienst nicht irgend eine Teufelei steckt,“ kalkulierte Hohenbaum bei sich, indem er mit kurzem Gruß das Zimmer verließ, „geschieht dem alten verliebten Tauber aber schon recht.“

Händeschüttelnd trennten sich jetzt auch die beiden anderen, und als Schönemann nun allein durch die stillen Straßen seinem

Hause zuschritt, piffte er leise die Melodie aus der „Zauberflöte“ vor sich hin: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich.“

Durch die Straßen der Stadt rollten die Equipagen, huschten seltsam verummte Gestalten, und in den festlich dekorierten Sälen des „Kasino“ begann ein buntes, fröhliches Maskentreiben sich zu entfalten.

Doktor Hohenbaum stand daheim noch vor dem Spiegel und musterte schmunzelnd seine Toilette: Er hatte die Innenseite seines Gehpelzes herausgekehrt, über einer scheußlichen Larve die Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt und einen Sack mit klappernden Nüssen über die Achsel gehängt.

„Nun noch die Kute, und Knecht Rupprecht, wie er im Buche steht, ist fertig,“ brummte er befriedigt. „Wer mir vor acht Tagen gefagt hätte, daß ich heute auf den Fastnachtsball gehen würde! Aber es hilft nichts, ich muß sehen, was der Stüchling, der ausgetragene Kunde, mit dem armen Willendreher im Schilde führt! Erkennen wird mich sicher keiner, wer sollte auch auf den Gedanken kommen, Doktor Hohenbaum, den wegen seiner Messer und Scheren die ganze Stadt respektiert, könne in solche kindischer Verkleidung stecken!“

Aber hatte denn der Böse seine Hand im Spiele? Kaum hatte der Doktor einen Fuß in den Festsaal gesetzt, als ein Pierrot sich breitpurig vor ihn hinstellte, seine Schellenkappe schwang und ihn mit den pomphaften Worten angrinste:

„Sei gegrüßt im Tempel der göttlichen Narrheit, krankheitsverschleichender Jünger des heiligen Vesculap!“

Hohenbaum stand einen Moment betroffen, dann maß er den Sprecher von oben bis unten und wandte sich mit einem verächtlich gemurmelten „Schafskopf“ zur Seite. Aber da klopfte ihm auch schon wieder ein Mönch lachend auf die Schulter.

„Guten Abend, Herr Doktor! Köstlich, ganz köstlich!“

Ärgenlich dirigierte sich der Genannte durch das bunte Gewühl vor einen großen Wandspiegel.

„Donnerwetter, was habe ich denn nur an mir, daß alle Welt mich kennen will?“

Doch er selber, hätte er nicht gewußt, wer er war, würde sich nicht erkannt haben. Ob er gleich wieder nach Hause ging? Aber noch hatte er ja von Schönemann keine Spur entdeckt, und den Zweck seines Hierseins mochte er, nun er einmal da war, doch nicht verfehlen. Mit seinem Rußsack klappernd, und jedem, der ihn mit seinem Titel anredete, einen mehr oder weniger sanften Rutenstreich applizierend, schritt Knecht Rupprecht spähend durch den Saal. Da, der hellblaue, silberbordierte Domino mit dem straußensefernerickenden Barett, das mußte der Gefuchte sein: die lange schmale Figur, der perpendikuläre Gang und das alle Augenblicke aus der gefalteten Halskrause auftauchende Kinn — kein Zweifel, es ist Schönemann! Und da hat der Mensch wahrhaftig auch schon etwas Weibliches am Arm! Ein allerliebste Persönchen in der Tracht unserer Urgroßmütter. Unter dem großen weitshirmigen Strohhut schaut ein von blonden Seitenlocken umgebenes rosiges Lärchen hervor, ein roter Langshawl schlingt sich um die Schultern, und die rechte Hand hält einen aufgespannten Sonnenschirm, während die linke sich vertraulich in den Arm ihres Begleiters geschoben hat. Wie zierlich sie in den Kreuzbänderchuhen und weißen Strümpfen, die unter dem kurzen Kleidchen hervorschauen, neben dem blauen Domino hertrippelt! Und es müssen heitere Dinge sein, die dieser ihr zuflüstert, denn die kleine Dame kichert jetzt vernehmlich in das vorgehaltene Taschentuch. Solch ein Schwerenöter! Wer dem Pflasterstreicher wohl so etwas zugetraut hätte! Aber sollte man es für möglich halten? In der Brust des weiberfeindlichen Doktors beginnt sich wahrhaftig der Neid zu regen. Wie sein Schatten folgt er dem



Paare, und als er jetzt sieht, wie der Lange die kirchroten pappe-  
nen Rippen auf das von einem Fellehandschuh bekleidete Händchen  
seiner Schönen drückt, da ist er versucht, ihm die Rute auf dem  
Rücken tanzen zu lassen. Wer die allerliebste Kleine wohl sein  
mag, die an den Süßholzraspeln des hellblauen Idealisten so  
sichtliches Wohlbehagen bekundet? Wäre nur der Amtsrichter ir-  
gendwo zu entdecken, denn daß dieser hier seine Hand im Spiele  
hat und trotz der tiefen Trauer sich unter der ausgelassenen Ge-  
sellschaft befindet, scheint dem Doktor zweifellos! Während er  
suchend umherpäht, hat er aber das interessante Pärchen aus den  
Augen verloren. Da fühlt er sich auf die Schulter getippt, und  
als er sich umdreht, sieht er eine hagere Himmelsbraut vor sich.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich meinte, die Herren  
hätten heute Skatklub? Nun ist aber der Herr Amtsrichter auch  
hier, und mein armer Willibald kann daheim nicht in die Wohn-  
ung, da ich den Korridorschlüssel mitgenommen habe.“

Ein paar Augenblicke steht der Angeredete starr vor Über-  
raschung.

„Fräulein Rosalchen, statt daheim kalte Kompressen auf den  
verstauchten Fuß zu machen, auf dem Faschnachtsball?“ pläzt er  
dann lachend los, „einzig! köstlich! Wie Willibald sich freuen wird!  
Hier meinen Arm, Wertgeschätze, ich selber muß Zeuge seiner  
frohen Überraschung sein!“

„Aber ich bitte Sie, Sie wollen doch damit nicht etwa sagen  
— daß Willibald auch hier wäre?“ stammelt Fräulein Rosalie  
förmlich entsetzt.

„Das sollen Sie gleich selber beurteilen“, entgegnet jener,  
und unchristliche Schadenfreude leuchtet dabei aus seinen Augen.

„Aber halt, eine Liebe ist der anderen wert, zuvor sagen Sie  
mir gefälligst, habe ich im gewöhnlichen Leben wirklich so viel  
Ähnlichkeit mit einem Kleinkinderfresser, daß Sie mich unter mei-  
ner Maske sogleich erkannten?“

Jetzt ist die Reihe des Staunens an der Gefragten.

„Ja, ja — sollte es denn kein Scherz von Ihnen sein?“  
entgegnete sie verlegen, als habe sie sich zu entschuldigen, „ein  
jeder mußte Sie ja gleich erkennen, tragen Sie doch Ihre Bistren-  
karte auf dem Rücken.“

Ein kurzes Schweigen, dann bricht der Doktor in ein dröh-  
nendes Gelächter aus, daß ihn sofort eine Schar lustiger Masken  
neugierig umringen.

„Neid' mir die Hand, mein Leben“, wendet er sich an Fräu-  
lein Schönmann, ihr galant den Arm bietend, und nun geht es  
im Sturmschritt kreuz und quer durch die Säle, daß das hinkende,  
stöhnende Rönnelein kaum zu folgen vermag.

Da endlich wurde man der Gesuchten ansichtig. Vor sich ein  
Eisbüchlein, aus dem ein versilberter Flaschenhals ragte, saßen  
sie in einem lauschigen Eckchen, er den Arm zärtlich um ihre Schul-  
ter gelegt, sie das Köpfchen, von dem sie den störenden Gut ge-  
nommen, zutraulich an seine Brust geschmiegt.

„Sehen Sie, sehen Sie den Schwerehdör?“ raunte Hohen-  
baum seiner Begleiterin zu, „der blaue Domino dort, das ist er!  
Wahrhaftig, ich glaube, wir kommen gerade recht, um zur Verlob-  
ung zu gratulieren!“

Mit immer größer werdenden Augen schaute Rosalchen nach  
der bezeichneten Gruppe, und nun konnte sie nicht mehr länger  
an sich halten. „Willibald!“ entfloß es drohend ihren bebenden  
Lippen.

Doch Willibald vernahm den Kampfruf nicht. Er und die  
hingebende Schöne, gleichzeitig ihre Masken lüftend, hatten sich  
im Kusse zu einander geneigt, und da — da war etwas Uner-  
hörtes geschehen: Schönmann hatte einen üppigen Schnurrbart  
gelüßt.

„Stichling, Amtsrichter, hängen lasse ich mich, wenn Sie nicht  
der größte Windhund sind, der auf Gottes Erdboden herumläuft!

Sat wohl je ein Mensch schon so etwas erlebt?“ schrie tränen-  
lachend der Doktor.

„Ich denke mir Schönmanns lebenslänglichen Dank ver-  
dient zu haben“, gab jener, der sich mit seinem martialischen  
Schnurrbarte in der Frauenkleidung komisch genug ausnahm, in  
gut gespielter Ernsthaftigkeit zurück. „Die Süßigkeit des Ver-  
liebtseins habe ich ihn kosten lassen, ohne daß er hinterher die  
Bitternis zu schmecken bekommen wird. Und das alles aus purer  
Freundschaft mit Hintenansehung meiner tiefen Familientrauer.“

Der Doktor hüpfte vor Heiterkeit von einem Fuß auf den  
anderen.

„Freilich, freilich, haben sich großartig benommen, Amts-  
richterchen, und werden sich im Anschluß an Ihre Leistung nun  
auch sicherlich nicht Lumpen lassen und an unsern Skatklub drei  
„Witwen Cliquot“ als Erbschaftssteuer entrichten. Sie aber,  
Freund Willibald, machen Sie nun nicht länger ein Gesicht, als  
ob Sie statt eines hübschen Kerls die leibhaftige Meduse geküßt  
hätten! Habe Ihnen hier auch Ihr Schwesterchen mitgebracht, das  
sich in Sorge um den lieben Bruder bald verzehrt hat. Meine  
Gnädigste“, wendete er sich mit tiefer ironischer Verbeugung zu  
der aus einer Bestürzung in die andere Fallenden, „lassen Sie  
mich Ihnen ein Geständnis zu Füßen legen: ich war bis heute ein  
Esel, daß ich Frauengunst gering achtete, jetzt aber richte ich an  
Ihr vortreffliches Herz die inständige Bitte: erhöhen Sie in dieser  
Stunde köstlicher Überraschungen unsere Festfreude, indem Sie  
sich dem dreiblättrigen Kleeblatt, das sich unter Ihren schönen  
Augen so unversehrt zusammengefunden, für den Rest des Abends  
anreihen, damit es ein vierblättriges Glücksblatt werde.“

(Nachdruck verboten.)

## Kopffäger.

Ein düsteres Kapitel aus der Psychologie der Naturvölker.

Von \*\*\*

Der primitive Mensch schwankt zwischen der Furcht vor den  
Toten und der Verehrung ihrer Überreste, beide Empfindungen  
aber treten merkwürdigerweise sehr oft gleichzeitig bei ihm in die  
Erscheinung. Die Totenverehrung gipfelt in dem Ahnenkult, der  
viel weiter über die Erde verbreitet ist, als man noch vor kurzer  
Zeit annahm, und vom Ahnenkult bis zur Verehrung der Schädel  
ist nur ein Schritt, da der Kopf des Leichnams, das dauerhafteste,  
am leichtesten zu konservierende und am meisten charakteristische  
Überbleibsel des Körpers, als der beste sichtbare Vertreter des zu  
verehrenden Toten gelten muß. So finden wir denn in allen  
Weltteilen außerhalb Europas den Brauch, daß der Tote seines  
Kopfes beraubt, und daß diesem im Dorfe oder in der Gütte  
des einzelnen ein Ehrenplatz eingeräumt wird. Man hat damit  
die Geister der Verstorbenen in der Nähe und braucht sie des-  
halb auch nicht zu fürchten, als wenn sie irgendwo in der Wildnis  
ihr Wesen treiben und allerlei Unfug anrichten.

Von solcher Schädelverehrung sind die Vorstellungen, die  
zur Schädeljägerie geführt haben, offenbar verschieden. Diese  
furchtbare Sitte ist lange nicht so verbreitet als jenes Ehrfurchts-  
gefühl, und beschränkt sich auf einige Teile Afrikas und Asiens.  
Wenn z. B. ein Dajak auf Borneo irgend einem Angehörigen  
eines Nachbarstammes auf lauert, ihn tötet und den abgeschnit-  
ten Kopf triumphierend heimbringt, so ist ohne weiteres klar, daß  
da von einem Bedürfnis nach Verehrung des Getöteten keine  
Rede sein kann; man wird diese Sitte vielmehr zunächst für einen  
Ausfluß gemeinster Mordlust zu halten geneigt sein. Solcher  
Art sind die Motive der Kopffägerie von vornherein aber doch



wohl nicht gewesen, sondern sie gehen auf ganz eigenartige Anschauungen zurück, wie wir später sehen werden. Vorerst werfen wir einen Blick auf die Kopffjägeri selber, auf die Bemühungen, auf die eine oder andere Art in den Besitz von Schädeln zu gelangen.

Im Kongobecken ist bei vielen Gelegenheiten das Köpfen von Sklaven oder Kriegsgefangenen gebräuchlich. Der Sklave wird mit dem Kopf an einen elastischen niedergebogenen Baum gebunden, der seinen Nacken straff anspannt; der Henker tritt heran und säbelt den Kopf ab, der mit dem frei gewordenen Baum in die Höhe schnellt. Im übrigen Äquatorialafrika, sowie in Dahome und Aschanti sind oder waren Menschenschlächtereien häufig, und die abgeschrittenen Köpfe prangten auf Stangen an den Toren oder wurden zu ganzen Pyramiden aufgeschichtet. Eine eigentliche Kopffjägeri ist das natürlich nicht, aber die Beweggründe sind da doch teilweise dieselben, wie in dem klassischen Verbreitungsgebiet der Sitte, in der südostasiatischen Inselwelt über Neuguinea hinaus bis jenseits der Torresstraße — d. h. im sogenannten Australasien. Hier stellt man seinem Opfer nach, wie der Jäger das Wild beschleicht, hier scheut man auch gelegentlich den offenen Kampf nicht, wie der Jäger einem gefährlichen, angriffslustigen Raubtier entgegentritt. Verüchtigt sind zunächst verschiedene Stämme auf Sumatra, so die westmalaiischen Batta, von deren Kopfliebhaberei schon Schriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts zu berichten wissen. Der Venetianer Conti sagt von ihnen, die übrigens auch Kanibalen sind: Sie schlagen ihren Gefangenen die Köpfe ab, verzehren ihr Fleisch und bewahren die Schädel auf, die einen hohen Wert besitzen und sogar als Zahlungsmittel gelten. Der Reichtum eines Battahäuptlings wird nach der Menge seiner Kopftrophäen geschätzt, erzählt Anderson aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, und die Berichte der neueren Reisenden stimmen damit überein.

Hier geht der Erbeutung des Schädel also ein Kampf voran; aber stark verbreitet ist dort auch überall der Gebrauch, tage-, selbst wochenlang im Hinterhalt zu warten, bis irgend ein Fremder — sei er Mann, Weib oder Kind — des Weges kommt, ihn in feigster Weise zu erschlagen und seines Kopfes zu berauben. Woher der Kopf stammt, ist ganz gleichgültig für das Urteil der Stammesgenossen; der Mord wird bejubelt und belobt, der Täter als Held gefeiert, wenn er auch nur ein wehrloses Weib „erlegt“ haben sollte. Die Schädel werden in den Hütten an der Decke aufgehängt und bleiben dort oft Generationen hindurch; ihr Besitz vererbt sich als kostbare Hinterlassenschaft, die durch die Nachkommen gelegentlich bereichert wird. Das gilt z. B. von den berühmten Dayaks auf Borneo und von den Papuas in einzelnen Gegenden Neuguineas. Von den Mfuren des holländischen Anteils der Insel wird berichtet: Der Krieg besteht darin, den Gegner kagenartig zu beschleichen; gelingt es, ihn mit einem Pfeil- oder Flintenschuß niederzustrecken, so wird ihm sofort der Kopf abgehauen und im Dorfe auf einem Bambus aufgesteckt. Dem Helden zu Ehren, der solche Tat vollbracht, findet ein mehrere Tage währendes Fest statt, und er schmückt sein Haar mit Blumen und Papageienfedern, deren Zahl die Menge der von ihm bereits erbeuteten Feindesköpfe andeutet. Wer ihrer viele gewonnen hat, erhält die Führerschaft im Kriege und das Vorrrecht, bei Festlichkeiten vorzutanzten. An der Speelmannsbai werden die Schädel im Feuer getrocknet und später in Felshöhlen niedergelegt. Das Opfer zu rächen, ist gewöhnlich Stammesfache, und da die Wiedervergeltungsidee bei den Papuas stark ausgeprägt ist, so nehmen die Stammesfehden kein Ende. Vielfach herrscht die Sitte, daß ein junger Mann, bevor er als Erwachsener gelten darf, sich einen Kopf geholt haben muß. Von der Südwestküste Neuguineas erzählt Chalmers: Wenn ein Feind getötet war, wurde ihm der Kopf mit einem Bambusmesser ab-

geschnitten und in einer Rotangschlinge nach Hause gebracht. Dort hing man den Kopf über ein Feuer und fengte ihm alle Haare ab, während die jungen Mädchen des Dorfes in der Nähe einen Kreis bildeten und tanzten und sangen. Der Schädel wurde dann fortgenommen und nach Entfernung des Fleisches und, nachdem er gewaschen, am Hauptpfosten der Hütte aufgehängt. Außerordentlich schlimme Kopffjäger sind die wilden Stämme des Innern von Formosa, die unter chinesischer Herrschaft ganz, unter japanischer noch zumteil ihre Unabhängigkeit sich bewahrt haben. Sie haben es vor allem auf die bezopften Söhne des Reiches der Mitte abgesehen, worüber die japanischen Behörden sogar eine Statistik führen. Nach der dem deutschen Reisenden Fischer vorgelegten Liste entfielen 496 geköpft Chinese und 21 Japaner allein auf das Jahr 1897. Solange ein erbeuteter Chinesenkopf frisch ist, wird er auf einen Pflock mit herausragendem Stachel aufgespießt und sein Mund mit einer Batate geschmückt. Später werden die Köpfe an die Decke gehängt und die Schädel vor den Hütten auf Gerüsten reihenweise aufgestellt.

Es erhellt aus den mitgeteilten Einzelheiten, daß solche Schädel, die den Gefangenen oder Feinden geraubt worden sind, eine Verehrung nicht genießen werden, ihrer nicht würdig sein können, und die Zwecke der Kopffjäger müssen daher andere sein, als die Beschaffung eines Idols. Gaddon meint, es sei kaum daran zu zweifeln, daß einer der hauptsächlichsten Beweggründe für die Kopffjagd der Wunsch sei, den Frauen zu gefallen; denn unter einigen Stämmen Borneos ist es nach den Erfahrungen dieses Forschers für einen Heiratskandidaten unbedingt notwendig, sich vorerst einen Schädel zu beschaffen, und zum wenigsten ist das ein Weg, sich die Zuneigung seiner Angebeteten zu erwerben. Bei den Bewohnern der westlichen Inseln der Torresstraße, wo eigentümlicherweise die Heiratsanträge nicht von den Männern, sondern von den Frauen ausgehen, kann ein junger Mann, der seinen ersten Kopf erbeutet hat, mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich sofort ein Mädchen um ihn bewirbt. Daraus ergibt sich folgender der Kopffjagd zu grunde liegender Gedanke: Ein Mann, der tapfer und kräftig genug ist, auf die Kopffjagd zu gehen, wird auch imstande sein, sein Weib zu schützen; also gilt es für den Freier, seine Tapferkeit auf diesem traurigen Wege zu erweisen. Allerdings läuft da auch mancher Schwindel mit unter. In der Mündung des Fluusses in Britisch-Neuguinea sagt ein junger Mann, er wolle für einige Monate auf die Schädeljagd gehen; er begibt sich indessen nur zu einem Freunde ins Nachbardorf und sitzt dort, wie man in Anlehnung an eine bekannte Erzählung vom furchtsamen Wanderburschen sagen könnte, die Zeit über hinter dem Ofen. Inzwischen kauft er einige Schädel und kehrt damit stolz in sein Dorf zurück, wo er von seinen Angehörigen ob seiner Tapferkeit vor aller Welt gerühmt wird. Sie wissen zwar oft, wo der junge Held seine Schädel „erjagt“ hat, schweigen aber wohlweislich in der Erinnerung vielleicht an eigene Schwindeleien; die schwarze Dame aber, die er verehrt, glaubt fleiß und fest an die Tapferkeit des Bewerbers, und bald ist sie sein!

Sene Erklärung Gaddons ist annehmbar, aber wohl nur für wenige Fälle. Wir haben oben gesehen, daß man oft zu den hinterlistigsten und feigsten Mitteln greift, um einen Kopf zu erwischen, und daß man dabei sogar den Kopf eines Weibes oder Kindes nicht verschmäht; als ein Beweis der Tapferkeit aber wird das in der Regel nicht gelten, und so müssen wir nach anderen Beweggründen suchen. Da ergibt sich denn die auch aus Afrika gut belegte Tatsache, daß man glaubt, die Erschlagenen, deren Köpfe er geraubt hat, werden in der anderen Welt die Diener des Mörders sein. Der Kopffjäger trifft also Sorge für die Zukunft. Hat jemand bei seinen Lebzeiten diese Vorsorge unterlassen, so



holen das die nächsten Verwandten nach seinem Tode nach. Sie legen sich auf die Baur und suchen dem Toten noch nachträglich einen Diener zu verschaffen. Daß die erbeuteten Schädel einen hohen Wert besitzen und nicht gern fortgegeben werden, läßt sich aus dem Angeführten leicht schließen.

Bei einigen der Küstendayaks in Britisch-Borneo besteht die Sitte, daß das Volk die Trauer um einen Häuptling oder dessen nahen Verwandten nicht eher aufgeben darf, bis man für ihn einen neuen Schädel erbeutet oder sich einen alten für die letzten Totenzeremonien verschafft hat. Da diese Stämme teilweise unter englischer Aufsicht stehen, von einer eigentlichen Kopfsjagd also nicht mehr die Rede sein kann, so ist man auf den Gedanken verfallen, den bei solchen Todesfällen erforderlichen Schädel zu leihen. Dadurch aber verliert der Schädel für den gefälligen Besitzer sehr stark an Wert, und er hängt ihn meist nicht mehr an dem allen Ehrenplatz auf, nachdem er ihn zurückerhalten hat. Einzelne Stämme sind allerdings nicht mehr so empfindlich, sondern nehmen die ausgeliehenen Schädel ruhig wieder in ihre Häuser. Immerhin ergeben sich Schwierigkeiten aus dem Kopfsjagdverbot des (englischen) Rajah einerseits und aus der Abneigung, die Schädel auszuborgen, andererseits, und da ist nun die Regierung auf einen eigentümlichen Ausweg verfallen. In einigen Forts werden Vorräte alter Schädel, die man durch irgend welchen Zufall bekommen hat, gehalten, und ein Stamm, der für seine Trauer einen braucht, kann ihn von dort leihen. Die Schädel sind zu diesem Zweck mit Buchstaben ausgezeichnet, und über die Ausleihungen wird danach Buch geführt. Wenn die Trauerzeremonien vorüber sind, wird der Schädel zurückgebracht und dem Vorrat wieder einverleibt. Die Leute sollen mit diesem Ausweg sehr zufrieden sein und gern davon Gebrauch machen.

Noch einer sonderbaren Sitte der erwähnten Küstendayaks sei gedacht: Verläßt man eine Hütte und muß eine neue beziehen, so darf man die alten Schädel nicht mitnehmen. Wenn die Schädel aber merken sollten, daß man sie verlassen hat, so würden sie sich rächen, indem sie die Leute wahnsinnig machen. Man führt daher die Schädel hinters Licht. Bevor man das neue Haus baut, errichtet man neben dem alten eine Hütte, richtet sie ungefähr so ein, wie ein Haus und hängt dort die Schädel an die Decke. Alltäglich wird ihnen das gewohnte Feuer angezündet, und die Schädel befinden sich dabei wohl und zufrieden, während nun die Bewohner in aller Stille das neue Haus bauen und es beziehen. Ist das geschehen, so überläßt man die Schädel ihrem Schicksal. Sie werden endlich argwöhnisch und suchen zu erkunden, wo die Leute geblieben sind. Aber der Regen hat ihre Spuren verwischt, und sie können sie nicht mehr finden; sie stürzen nach und nach von der Decke und vermodern. So sichert man sich vor den Unannehmlichkeiten, die die verlassenen alten Schädel den Fortziehenden bereiten könnten, und sucht sich neue zu beschaffen.

(Nachdruck verboten.)

## Rätsellecke.

### Bilderrätsel.



### Tauschrätsel.

Made — Reim — Karre — Rum —  
Eier — Korn — Leiter.

In jedem Wort ist ein Buchstabe an beliebiger Stelle abzuändern, so daß jedesmal ein anderes bekanntes Hauptwort entsteht. Die neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen einen Zeitabschnitt bezeichnen.

### Reihenrätsel.

Baron, Olga, Skat, Staub, Stiel, Trinker, Wetter.

Die vorstehenden Wörter sind in eine solche Reihenfolge zu bringen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten Wortes u. s. w. im Zusammenhang gelesen eine Zeitbestimmung ergeben.

### Zahlenrätsel.

1 2 3 — 4 3 1 5 6 6 3 6 — 7 5 — 8 3 9 9 5 6 6 3 6  
bekanntes Sprichwort.

1 2 3 6	Großstadt	8 5 9 6	Empfindung
4 3 2 3 9	Raubvogel	9 5 4 4 3 6	Getreide
3 4 5 6	Vorname	7 5 6 6 3	Himmelskörper
6 3 4 3 9	Menschenrasse	6 3 9 8	Belwert.

### Sinnrätsel.

Mit List und tausend Kniffen  
Suchst mich beim Rätsel Du.  
Bist Du darin begriffen,  
Winkt Dir die ewige Ruh.

### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;  
B Bube, Bengel, Unter; V M H die drei Spieler).

V hätte Null ouvert, wenn er in einer Farbe statt K eine 7 hätte; so aber muß er passen, als M, der Mittelhandspieler auf Solo reizt. H hätte auch ein achttrümpfiges Solo, aber mit zwei blanken Beinen, und paßt deshalb ebenfalls. M behält das Spiel und macht a-Handspiel auf folgende Karte:

a, cB, aA, K, D, 9, 8, 7; bA; cD.



Das Spiel wird verloren. Im Skat lagen bD, c7. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?

### Auflösung des Bilderrätsels.

Bänkelfänger.

### Auflösung des Logogriffs.

Krebs, Kreis, Krems.

### Auflösung des Telegraphenrätsels.

Borgen macht Sorgen. (Borneo, Genua, Meta, Aht, Tasso, Orgel, Reid.)

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von Weiß: W. Kc1, Dc3, Sh5, h8, Be7, f4, g4, g7.  
Schw. Kh6, Da8, Lf1, Ba7, c7, e5, h7.)

1. Dc3—f3, beliebig. 2. Vierfach Matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: Gertrud Eschardt, Elisabeth Olbrich, Otto Stegemann, Rudolf Thiele, Elsa König, Frosch, Franz Julius, Schendel, Kurt Hermes, Martini, Kandler, Clara Keck, Hoppe, Johannes Carus, Max Baruth, Walter u. Gertrud Masanel, Otto Stobbt, Dräger, Bromberg, Berta Zandereit, Willi und Gertrud Dürr, Alfred Wegner, Herbert Nagel, Schleusenau, Paul Kulinski, Prinzenhal, Ella Rolander, Ella Böhlke, August Schwantes, Ehrenfried Sell, Margarete Winkler, Elisabeth Köpplin, Herta Winkler, Frieda Weiszer, Karl Jacoby, Erwin Wiesenberg, Willi Neubert, Schroedter, Karl Schönfeld, Käthe Krahn, Lina Sütkind, Margarete Brehm, Brunck, Ella Häusler, Ernst Grewatta, Bruno Ballert, Alfred Dickson, Kurt Diminsky, Rosa und Henriette Wolff, Clara Thiel, Erich Parpart, Hans Staffel, Bromberg, Walbemar Hermes, Bleichfelde, Friega und Grete Wegner, Fritz Schauer, Oswald Martini, Carl Haase, Schleusenau, Reinhold Kühnelt, L. Budzbon, Johanna Schmelzer, Karl Heinau, Erich und Gertrud Bickel, Karl Ludwig, Bufotzer, Minna Mack, Benno Lwardowski, Franz Diete, Paul Klotte, Bromberg.